

Yvonne Pörzgen

Nomadisches Schreiben: Lena Gorelik und Ilija Trojanow

1. Mehr als Migrationserfahrung

Menschen aus, sagen wir, Friesland und Niederbayern verstehen den Dialekt der jeweils anderen nur bedingt. Wer Fremde in Köln mit „Grüß Gott“ anspricht, erntet zumindest irritierte Blicke. Doch wie groß sind die kulturellen, historischen und politischen Unterschiede wirklich? Haben sie das Ausmaß internationaler Differenzen? Die Schriftstellerin Olga Grjasnowa ist dieser Auffassung. Sie möchte ihre Literatur nicht mehr auf den eigenen Migrationshintergrund beschränkt aufgefasst sehen, da sie zwischen Bayern und Berlin einen größeren Unterschied ausmacht als zwischen ihrer Geburtsstadt Baku und Berlin. Zudem sieht sie die Konzentration auf die Herkunft in Deutschland kritisch:

In Deutschland ist es immer noch ganz klar, wer Deutscher ist. Man kann kein Deutscher werden. Man kann sich einbürgern lassen, aber man kann nicht völlig unauffällig werden, man wird immer auf die Migrationsgeschichte der Eltern oder Großeltern zurückgeworfen. (Grjasnowa in Unsleber/Grjasnowa 2017)

Wie kann bzw. wie darf man Menschen bezeichnen, die in Deutschland leben und keine „Biodutschen“ sind? Es gibt viele Begriffe, wie die Schriftstellerin Lena Gorelik in „Sie können aber gut Deutsch!“ (2012) feststellt. Sie hält aber keinen davon für geeignet:

Dabei lässt sich viel einfacher zusammenleben, zusammen gestalten, ja vielleicht sogar mal zusammen lachen, wenn man mit Menschen zusammenlebt – und nicht mit ‚Ausländern‘, ‚Migranten‘, ‚Zuwanderern‘, ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘, ‚fremdländischen Mitbürgern‘, ‚Bürgern mit anderer ethnischer Herkunft‘, oder ‚eingebürgerten Zugewanderten‘. (Gorelik 2012: 13)

Ähnlich verhält es sich bei der Literatur. Angelehnt an die in den 1950er bis 1970er Jahren angeworbenen Arbeitskräfte aus der Türkei, aus Griechenland, Jugoslawien, Italien und anderen Ländern war zunächst die Rede von „Gastarbeiterliteratur“. Der Ausdruck wurde abgelöst von „Migrantenliteratur“. In beiden Fällen entsteht der Eindruck, es handle sich um Literatur von Fremden für Fremde. Dieser hat mit der Selbstwahrnehmung der Schriftstellerinnen und Schriftsteller nichts und mit ihrer Rezeption wenig zu tun. Die Literaturwissenschaft hat die Konzepte von interkultureller bzw. transkultureller Literatur entwickelt. Diana Hitzke bringt als weiteren Schritt das nomadische Schreiben, die nomadische Literatur ins Spiel gebracht. In zwei Fallstudien anhand ausgewählter Werke von Lena Gorelik und Ilija Trojanow

erprobt der vorliegende Artikel, inwiefern dieses Konzept eine über den Rahmen der biographischen Autorenerfahrung hinausgehende Interpretation ermöglicht.

2. Nomadisches Schreiben, nomadische Literatur

Die Robert Bosch Stiftung vergab von 1985 bis 2017 den Adelbert-von-Chamisso-Preis, den beispielsweise 2015 in der Kategorie Förderpreis die bereits erwähnte Olga Grjasnowa erhielt. Die Wahl von Chamisso als Namensgeber verweist darauf, dass das Phänomen des Sprachwechsels bei Schriftstellerinnen und Schriftstellern weit vor dem 20. Jahrhundert in der deutschsprachigen Literatur präsent war. Chamisso wurde 1781 in Sivry-Ante in Frankreich geboren und starb 1838 in Berlin. Auf der Internetseite zum Preis wird er als „Grenzgänger“ und „Wanderer zwischen den Welten“ bezeichnet.

An die Bewegung von „Gänger“ und „Wanderer“ knüpft Hitzke an, indem sie einen von Deleuze und Guattari geprägten Begriff auf die Literaturanalyse überträgt. Über den biographischen und thematischen Aspekt der Autorinnen/Autoren und ihrer Texte hinaus wird damit eine Haltung, ein Schreibstil charakterisiert.

Das Wort „Nomade“ ist vom griechischen „νομάς / nomás“ abgeleitet, das (laut Duden online) „Viehherden weidend und mit ihnen umherziehend“ bedeutet und wiederum auf „nomé, nomós“: „Weide(platz)“ zurückgeht.

Das Nomadentum als Lebensstil beruht auf der Bewegung. Nomaden ziehen in Orientierung an den Jahreszeiten und den Weidebedingungen entsprechend von Ort zu Ort. Eine Lebensweise, die von periodischen, sich wiederholenden Ortswechseln geprägt ist, steht im Widerspruch zu den Grenzziehungen des 20. und 21. Jahrhunderts, die mit dem Erwachen von Nationen und Nationalismen einhergingen. Sie ist älter als die Idee des exakt abgegrenzten Nationalstaats und mit ihm unvereinbar, da sie auf freie Bewegung ausgerichtet ist. Diese ist kreisförmig oder kann auch zur Pendelbewegung werden.

Die Einordnung als nomadisch berücksichtigt Migrationserfahrungen von Autorinnen und Autoren, ohne ihre Werke darauf zu reduzieren. Es geht um die Mobilität des Denkens, um Unabhängigkeit und Nonkonformität. Anders als bei Exil- oder Migrationsliteratur ist nomadisches Schreiben auch ohne Emigration möglich; die Beweglichkeit des Denkens ist relevanter (vgl. Hitzke 2014: 21).

Hitzkes Konzeption der nomadischen Literatur bzw. des nomadischen Schreibens lässt sich somit als Antwort auf Maxim Billers Invektive „Gegenwartsliteratur Letzte Ausfahrt Uckermark“ in der ZEIT (Nr. 09 2014/20) lesen. Biller kritisiert die Schriftstellerinnen und Schriftsteller „mit Migrationshintergrund“ dafür, ihre Auslandserfahrung zur „Folklore“ zu degradieren. Biller vermisst literarische „Ruhestörer“ und fragt Saša Stanišić stellvertretend für die gegenwärtige Generation von Schriftstellerinnen und Schriftstellern mit Sprachwechsel: „Ist es ihm wichtiger, als Neudeutscher über Urdeutsche zu schreiben als über Leute wie sich selbst?“ Beim Nomadischen steht dagegen neben der Berücksichtigung von Wer (Biographie) und

Was (Thema) auch noch das Wie (Stil, Sprache, Perspektive), eine Einordnung, in der auch Stanišićs Roman über „Urdeutsche“ nomadische Züge trägt.

Bei der Analyse einzelner Texte sind nomadische Strukturen auf den Ebenen von Thema, Struktur und Sprache zu finden. (Pendel-)Bewegungen können außerdem bei der Betrachtung des Gesamtwerkes eines Autors oder einer Autorin betrachtet werden.

Zentral ist die Vorstellung des abwechselnden Ankommens und Fortgehens. Freiheit und Unabhängigkeit gehen Hand in Hand mit einer permanenten Außen-seiterposition, die „ungewohnte Perspektiven in literarische Landschaften einbringen“ kann (Hitzke, Blog 2017). Ungewohntes, Unangepasstes, auch Unkorrektes gehören dazu:

Nomadische Texte sprengen Zuordnungen, die eine imaginierte Einheit von Sprache, Kultur und Geschichte zur Grundlage haben. Sie erzählen andere Geschichten, experimentieren mit der Sprache, integrieren andere Erzähltraditionen oder hinterfragen gesellschaftliche Machtverhältnisse. (Hitzke, Blog, 21.03.2017)

Mit ihrem auch texturbezogenen Ansatz unterscheidet sich Hitzkes nomadische Literatur vom Begriff der inter- oder transkulturellen Literatur, wie er etwa von Karl Esselborn im Artikel „Neue Beispiele transkultureller Literatur“ in der „Zeitschrift für interkulturellen Fremdsprachenunterricht“ verwendet wird. Dort geht es um „interkulturelle Autoren und Autorinnen und ihre deutschsprachigen (Prosa-)Texte zu den verschiedensten Bereichen von Migrationserfahrungen in Deutschland“ (Esselborn 2015), wobei kurz darauf auch von „neue[r] Migrantenliteratur“ die Rede ist. Die drei Begriffe werden synonym eingesetzt und durch die Biographie der Autorinnen und Autoren sowie die Thematik der Migration definiert.

Im Folgenden werden als Fallstudien die Werke einer Schriftstellerin und eines Schriftstellers untersucht. Sie wurden ausgewählt, da ihre Texte in der Zusammenschau komplementär sind. Lena Gorelik stellt plakativ die Identitätsfrage, die bei Ilija Trojanow in Bewegung aufgehoben ist. Gorelik schreibt hauptsächlich fiktionale Romane, Trojanow mischt Fiktion, Reportage und Reisebericht. In Sprache, Stil und Perspektive gehen Gorelik und Trojanow unterschiedliche Wege.

3. Fallstudie 1: Lena Gorelik

Die 1981 in Leningrad geborene Schriftstellerin und Journalistin Lena Gorelik kam 1992 mit ihrer Familie nach Deutschland. Ihr erster Roman „Meine weißen Nächte“ erschien im Jahr 2004. Hier und in weiteren Texten steht die Bewegung zwischen Russland und Deutschland im Vordergrund. Im Roman „Hochzeit in Jerusalem“ (2007) erweitert sie die binäre räumliche Anordnung durch die Einbindung Israels zum Dreieck. Die Positionierung der Identität im Dazwischen, mit Anteil an Russischem, Deutschem und Jüdischem, bestimmt den Text. Dies ist bereits an der Widmung zu erkennen:

Für Tanja,
die allerbeste jüdische Freundin der Welt,
and for Nadine.

Für meine Freunde,
die Deutschland zu meiner Heimat machen.

Für meine Familie,
die so wunderbar russisch-herzlich ist.

Und für Peter,
bei dem ich einfach nur ich bin. (Gorelik 2007: 5)

Spricht in der Widmung die Autorin, so nimmt im Prolog die weibliche Hauptfigur und Ich-Erzählerin dieselbe Positionierung vor, bei der sie die Anwendbarkeit eindeutiger nationaler Zugehörigkeit auf sich negiert:

Einmal fragte mich Julian, wer ich eigentlich bin. Wir saßen auf einer Bank in einem stillen Garten auf dem Skopusberg in Jerusalem, die Sonne schien, ich hielt meine Augen geschlossen, weil ich meine Sonnenbrille mal wieder vergessen hatte. [...] Ich verschluckte mich fast und drehte mich zu ihm um.

„Wie meinst du das, wer ich bin?“

„Wer du bist. Was du bist. Wie du dich definierst. [...]“

„Ich meine, fühlst du dich zum Beispiel jüdisch?“

[...]

„Findest du es nicht ein wenig klischeehaft, mich in Jerusalem zu fragen, ob ich mich jüdisch fühle?“

Kurz schauten wir uns an, dann sagte Julian: „Ich meine ja nicht nur das Jüdische. Ich meine, so allgemein. Du bist als Kind aus Rußland nach Deutschland gekommen, und du lebst schon so lange in Deutschland, und mit deiner Familie sprichst du trotzdem Russisch, und du bist Jüdin ... Und ... [...] Wie gehst du damit um?“

„Gar nicht.“

„Wie, gar nicht?“

„Na ja, ich bin einfach ich. Ich denke nicht darüber nach, ich bin einfach. Mein Gott klingt das philosophisch.“ (Gorelik 2007: 7- 8)

Bei der Beschreibung ihrer Familienidentität wird als weitere Kategorie zur Identifizierung eine politische, die des Kommunisten, ergänzt:

Meine Großväter haben im Zweiten Weltkrieg gekämpft, einer ist gefallen. Meine Großmütter haben die Blockade um Sankt Petersburg überlebt, rationiertes Brot, Hunger, eisige Kälte von minus dreiunddreißig Grad. Später kam Stalin, und als der starb, weinte meine Großmutter mit den Millionen anderer trauernder Russen. Zu Schulzeiten noch fragte ich meinen Vater, der in der Sowjetunion stolzes Parteimitglied war – das durften nicht viele Juden werden –, ob er niemals am Kommunismus gezweifelt habe. Er zuckte mit den Schultern und sagte, er habe einfach nicht darüber nachgedacht, sondern gelebt. Einmal sei ein Bekannter meiner Tante im westlichen Ausland gewesen und habe erzählt, man würde die Straßen dort mit Seife waschen. Da sei er kurz verwirrt gewesen, weil die Straßen im Westen laut kommunistischer Propaganda mit den Leichen armer verhungertes Arbeiter gepflastert waren, über die

die schicken Autos der Kapitalisten hinwegrollten. Aber am nächsten Tag mußte er zur Arbeit und mich zur Schule bringen, da waren alle Zweifel schon wieder vergessen. Mein Vater schien mit meiner Frage nicht viel anfangen zu können.“ (Gorelik 2007: 168-169)

Die Frage nach der Einordnung kommt immer von außen und bleibt extern. Die klare Grenzziehung ist weder möglich noch gewünscht. Kombination und Grenzüberschreitung treten an ihre Stelle.

Das Nomadische beschränkt sich bei Gorelik nicht auf ihren Debutroman. Auch in ihren weiteren Texten ist und bleibt es ein wichtiger Aspekt. In ihrem neuesten Roman „Mehr schwarz als lila“ (2017) sind die Protagonistinnen und Protagonisten nicht „mit Migrationshintergrund“ versehen. Stattdessen ist die Sprache selbst nomadisch. Der Roman handelt von der 17-jährigen Ich-Erzählerin Alex(andra), ihrer Freundin Ratte und ihrem besten Freund Paul. Die Jugendlichen stehen kurz vor dem Abitur, der Schritt zum unabhängigen Erwachsenenleben ist noch nicht getan. Ihre Diskussionen über die wichtigen Themen des Lebens wirken schwerfällig, sie sprechen bedeutungsschwangere Sätze wie aus Poesialben. So sagt Alex zu Ratte: „Ich glaube, Liebe hat etwas damit zu tun, dass einem der andere wichtiger ist als sein Stolz.“ (Gorelik 2017: 226) Die Altklugheit trifft die Vorliebe der Altersgruppe spätpubertärer Jugendlicher.

In ihren Dialogen verwenden die Jugendlichen Formulierungen der Umgangssprache, die unauffällig, natürlich wirkt. Paul sagt zu Alex „Halt die Klappe“ (Gorelik 2017: 127). Ratte erkundigt sich bei Alex: „Die Kette, wo hast du die?“ (Gorelik 2017: 235) Deutlich heben sich diese idiomatischen Wendungen und Konstruktionen von Alex' distanzierter Erzählsprache ab, in der sie ihre Ausdrucksweise in Frage stellt und übertragene Formulierungen auf ihre Wörtlichkeitstauglichkeit hin untersucht. Über Regengüsse denkt sie:

„Es ist echt warm“, sagt jemand, immer wieder.

Gras, grünes. Rauch, grauer, nicht mehr zu sehen. Schauer, die am Rücken, und die, die nicht kommen. Kommen Schauer? Oder wie sagt man das?“ (Gorelik 2017: 195)

Eine Szene mit ihrem Lehrer bei ihm zu Hause beschreibt sie folgendermaßen:

Auf dem Couchtisch steht eine Flasche Wein. Daneben ein halbvolles Glas. Das nehme ich, ohne zu fragen, und dann nehme ich daraus einen Schluck.

Du beobachtest mich, und um deiner Beobachtung zu entgehen, sage ich: „Das brauche ich jetzt“, und weil du nichts sagst und du diesen Blick hast, den, den man niemals milde nennen würde, sage ich: „Der ist gut“, und um noch etwas zu sagen, frage ich: „Weißt du das, warum man das sagt, dass ein Wein fußt? Fußt der hier?“ (Gorelik 2017: 130)

Der Ausdruck ist nicht gebräuchlich, anders als andere Formulierungen, über die Alex nachdenkt. Der verbale Fehlgriff betont den Altersunterschied zwischen Lehrer und Schülerin, die Unangemessenheit der Situation, Alex' Ungeschicklichkeit

beim Versuch, wie eine Erwachsene zu klingen und doch daneben zu liegen, da Wein nicht fußt, höchstens fuselt, doch dann ist er, im Gegensatz zu dem, was Alex behauptet, alles andere als gut.

Alex überlegt: „Ich sitze auf. Sagt man das so, wenn sich einer aufgesetzt hat?“ (Gorelik 2017: 171-172). Alex wirkt beinahe, als wäre Deutsch nicht ihre Muttersprache. Häufig liegen ihre Formulierungen wie die gerade zitierte knapp neben der üblichen Ausdrucksweise (in diesem Fall: sich aufsetzen). Indem die Ich-Erzählerin auf diese unauffälligen Abweichungen verweist, die leicht zu überlesen wären oder als idiosynkratische Figurenrede gelten könnten, wird die Selbstverständlichkeit des Lesens verhindert. Die permanente Reflexion der Sprache bremst den Lesefluss.

Ganz ohne russischen Hintergrund kommt auch „Eher schwarz als lila“ nicht aus. So lässt sie Alex den Roman „Salzwasser“ von Charles Simmons lesen, in dem es um eine Liebesgeschichte mit Altersunterschied geht. Alex sucht darin nach Parallelen für ihre eigene Verliebtheit in ihren Lehrer, an den die Ich-Erzählerin sich den ganzen Roman über als „du“ wendet. Eben dieser Lehrer kommentiert einmal, Simmons habe in Anlehnung an Iwan Turgenjews Roman „Erste Liebe“ (Pervaja ljubov') geschrieben. Durch das inhaltliche Detail wird neben dem russischen Bezug außerdem gezeigt, dass das Motiv der Liebe mit Altersunterschied ein nomadisches ist, das im vorliegenden Fall von der russischen in die amerikanische und deutschsprachige Literatur gewandert ist und mit oder ohne Verweis auf „Mehr schwarz als lila“ sicher auch weiterziehen wird.

4. Fallstudie 2: Ilija Trojanow

Lena Gorelik beschreibt in ihrem Lebensweg die nomadische Pendelbewegung des Hin und Zurück zwischen Russland und Deutschland. Ilija Trojanow reiht Land an Land: Geboren 1964 in Sofia/Bulgarien, nach der Flucht über Jugoslawien und Italien aufgewachsen in Deutschland und Kenia mit Schulaufenthalten in Deutschland, Studium in Frankreich, Verlagsgründung in Deutschland, mehrjährige Aufenthalte in Indien und Südafrika, danach Dauerstation in Wien. Trojanow verwendet die Formulierung „Nomade“ in Bezug auf den Reisenden, Autor und Übersetzer Sir Richard Francis Burton (1821-1890), der viele Jahre in Indien, Arabien und Afrika verbracht hat. Im Jahr 2007 erschien Trojanows Burton-Biographie „Nomade auf vier Kontinenten“. Schon 2004 hatte er sich auf fiktionale Weise mit Burtons Leben auseinandergesetzt und ihn im Titel seines Romans als „Weltensammler“ bezeichnet. Darin zeigt Trojanow einen Burton, den nichts „in der vermeintlichen Heimat“ (Trojanow 2007: 22) hält.

Ganz im Sinne der nomadischen Bewegung im Gegensatz zur Statik und entsprechend Homi Bhabhas in-between-Konzeptes lässt Trojanow Burton gegenüber seinem Lehrer in Indien sagen:

Ihr denkt immer nur in groben Mustern, Freund und Feind, unser und euer, schwarz und weiß. Könnt ihr euch nicht vorstellen, daß es etwas dazwischen gibt? Wenn ich die Identität eines anderen annehme, dann kann ich fühlen, wie es ist er zu sein. (Trojanow 2008: 306)

Burton begegnet uns beim Lesen nicht so direkt, wie die direkte Rede dies impliziert. Die Passage ist als Bericht von Burtons Diener bei einem Schreiber abgefasst. Diese Passagen wechseln sich mit Kapiteln in der personal gehaltenen Perspektive Burtons ab. Durch die Beschreibung derselben Ereignisse aus beiden Perspektiven ergibt sich ein komplexes Bild der Handlung.

Die Kombination ermöglicht auch eine Gegenüberstellung von Burton und seinem Diener Naukaram. Sie beurteilen die Gegebenheiten gegensätzlich. Während es Burton nie in England hält, er dort keine Aussichten auf eine Karriere sieht und sich vom Bekannten abgestoßen fühlt, befindet Naukaram:

Ich konnte nicht glauben, wie schön dieses Land war, das sie England nennen. Ich wandte mich zu Burton Saheb, und ich weiß noch genau, was ich sagte, Wort für Wort: Was seid ihr Angrezi für Menschen, ein solches Paradies zu verlassen, ohne Zwang und ohne Not, um in ein gottverlassenes Land wie das unsere zu reisen. (Trojanow 2008: 323)

Für Burton war die Ankunft das genaue Gegenteil:

Es war ein grausamer Empfang. Naukaram und er, zwei Rosinen, die in einen Saureteig geworfen wurden. Die Luft war düster, voller Rauch und Ruß, zum Atmen ungeeignet. Der kalte graue Himmel ließ sie schaudern. (Trojanow 2008: 326)

Die Perspektiven vervielfältigen sich im weiteren Verlauf des Romans. Es werden Rückblicke anderer Beteiligten sowie Erzählungen, Berichte und Verhörprotokolle eingebaut. Mit dem Perspektivwechsel gehen Rollen- und Namenwechsel Burtons einher. Eine islamische Untersuchungskommission etwa befasst sich mit ihm, weil er an der Hadsch teilgenommen und hierüber einen Bericht veröffentlicht hat. In ihren Berichten wird er durchgehend als Sheikh Abdullah bezeichnet, ein Name, der selbst von Burtons gewähltem persischem Decknamen abweicht (vgl. Trojanow 2008: 407).

Bei der Hadsch setzt sich Trojanows Burton wiederum mit seiner Position, die zwischen Zugehörigkeit und Fremdsein schwankt, auseinander. Beim ersten Anblick Medinas jubelt auch Burton voller Begeisterung und Dankbarkeit:

Lange Minuten bleibt er auf dem Kamm stehen, einer im Einen, aufgehoben in der festlichen Brüderschaft, begründet durch den Anblick von Medina, und wenn ihn jetzt jemand nach seiner Zugehörigkeit fragen würde, er würde inbrünstig das erste Glaubensbekenntnis deklamieren. Ohne eine Einschränkung, wie sie ihm Minuten später durch den Kopf schießt: Warte, du bist nicht einer von ihnen. Wieso jubelst du? Natürlich bin ich einer von ihnen. Du mußt beobachten. Ich will Anteil nehmen. (Trojanow 2008: 439)

Anders als Gorelik, bei der eine angefremdete Sprache Distanz zum Lesenden erzeugt, arbeitet Trojanow mit Zitaten und Referenzen. Schon beim Einstieg, im ersten Satz im ersten Kapitel „Letzte Verwandlung“, setzt er dieses Verfahren ein: „Er starb früh am Morgen, noch bevor man einen schwarzen von einem weißen Faden hätte unterscheiden können.“ (Trojanow 2008: 8) Im Islam dient diese Unterscheidung während des Ramadan als Signal für Beginn und Ende der Nacht. Burtons Auseinandersetzung mit dem Islam steht durch die Referenz an exponierter Stelle.

„Auf den Spuren von Sir Richard Francis Burton“, wie der Untertitel informiert, gerät Trojanows zweite Auseinandersetzung mit Burtons Leben durch den Titel „Nomade auf vier Kontinenten“ (2007) mehr zum Reisebericht als zur Biographie. Trojanow reist an die Orte, an denen Burton sich aufgehalten hatte, sucht Menschen auf, die mehr über ihn wissen und beispielsweise unpublizierte Texte Burtons besitzen. Er nimmt eine zuvor nicht veröffentlichte Übersetzung Burtons in den Bericht auf und macht diesen damit zum nomadierenden Text, da Trojanow wiederum Burtons Übersetzung übersetzt und darauf verweist,

daß dieser Text aus dem ursprünglichen Gujarati über das burtoneske Englisch in mein gelegentlich eigenwilliges Deutsch eingewandert ist und daher gewiß einige, von mir nicht kontrollierbare Transportschäden abbekommen hat. (Trojanow 2007: 136)

Bei aller Faszination, die aus diesem Vorhaben spricht, zeigt der Text statt uneingeschränkter Begeisterung viel Kritik an Burtons Überheblichkeit und am britischen bzw. europäischen Rassismus, dem sich auch Burton bei allem Respekt für die Literatur und Kultur der anderen nicht entzog.

Trojanows Erlebnisse entsprechen zum Teil den Beobachtungen Burtons, teils kontrastiert der Autor sie und hebt Unterschiede hervor, die durch den Zeitunterschied und den Perspektivunterschied bedingt sind. Trojanow erlebt etwa die Hadsch als allzu geordnet und geschäftsmäßig ausgebaut:

Während ich mich auf dem Asphalt verneigte, dachte ich mit einem gewissen Bedauern, wie hervorragend alles organisiert war. Die Wüste war planiert und die Hadsch fast zu einfach. (Trojanow 2007: 232)

Übergangslos folgt eine Passage aus Burtons „Personal Narrative of a Pilgrimage to El-Medinah and Meccah“:

Nicht zum ersten Mal fiel mir auf, wie schlecht es um eine sinnvolle Verwendung der finanziellen Großzügigkeit so vieler Kalifen und Sultane bestellt war, die einerseits Mekka und Medina beschenkten und ungeheure Summen für die wichtigen Reiserouten der großen Hadsch-Karawanen durch das Heilige Land aufwandten und es doch andererseits vollständig verabsäumten, für die Versorgung und Sicherheit der Vielzahl armer Pilger, die beständig durch diese Gegend reisen, zu sorgen. (ebd.)

Trojanows Rekonstruktion der Reiserouten veranschaulicht Wandel und Konstanzen.

In „Meine Olympiade“ (2016) intensiviert Trojanow den persönlichen Einsatz. Wie in „Nomade auf vier Kontinenten“ bereist er die Welt, aber nicht auf den Spuren eines anderen Menschen, sondern auf der Suche nach Trainerinnen und Trainern sowie Sportanlagen. Während der Olympischen Spiele 2012 in London entwickelte er die Idee, die 80 Einzeldisziplinen, in denen bei Olympischen Sommerspielen Medaillen vergeben werden, innerhalb von vier Jahren selbst auszuprobieren. Der Klappentext bezeichnet das Vorhaben in Anlehnung an Jules Vernes „In 80 Tagen um die Welt“ als „Reise in achtzig Disziplinen um die Welt“.

Die nomadische permanente Grenzüberschreitung lässt sich in „Meine Olympiade“ auf unterschiedlichen Ebenen erkennen. Offensichtlich befindet sich die geographische Grenzüberschreitung in einer Pendelbewegung, die immer wieder in Trojanows Heimatstadt Wien zurückführt. Vor dem Projekt, als Trojanow am Fernseher Olympische Spiele verfolgte, reichte ihm das nationale Mitfiebern nicht aus. An der Sportberichterstattung kritisiert er die Verengung auf den Sieg:

Sport wurde auf einen einzigen Aspekt reduziert, der mir meist belanglos erschien, denn ich kannte keinen der antretenden Kanuten, Bogenschützen oder Gewichtheber, insofern war es mir egal, wer von ihnen gewann. (Trojanow 2016: 23)

Mit einem Athleten mitzufiebern, weil er einem eigenen Nationalteam angehört – Trojanow hätte hier die Auswahl zwischen Bulgarien, Deutschland, Österreich, Kenia, Indien und Südafrika –, kommt für ihn gar nicht erst in Frage.

Der religiöse Charakter der ursprünglichen Olympischen Spiele der griechischen Antike wurde bei den Spielen der Neuzeit ersetzt, indem der Sport selbst zur Ersatzreligion erhoben wurde. Trojanow verweist auf die Repetitivität des Trainings, das zum Ritual wird: „Alle Sportler partizipieren an den kultischen Handlungen, manche als Hohepriester, andere als Ketzer.“ (Trojanow 2016: 35)

Beim Boxen vergleicht Trojanow sich mit der „Göttin Durga, die mit acht Armen nach allen Seiten ausschlägt“ (Trojanow 2016: 141). Fehler werden zu Sünden, die es zu vergeben gilt. Der Trainer wird zum Priester. Auch der Wortschatz der Trainer ist ritualisiert und weist sportartübergreifende Gemeinsamkeiten auf. So sprechen beispielsweise viele davon, der Sportler solle Erfolgsmomente festhalten.

Trojanow forciert diesen Vergleich, indem er Formulierungen aus dem Bereich der Religion auch an anderen Stellen einfließt. Die Reaktionen auf sein Vorhaben beschreibt er unter anderem so: „Sie waren zwar beeindruckt, aber eher wie von einem indischen Fakir, der einen langen Pilgerweg auf Händen und Knien zurücklegen will.“ (Trojanow 2016: 26) Vertreter des HIIT (High Intensity Interval Training) bezeichnet er als „Gurus“ (Trojanow 2016: 29). Sportpublikationen – „Das große Laufbuch“, „Das große Fitnessbuch“ u.a. – werden zu „heiligen Schriften“ (ebd.). Er vertieft sich in „die Evangelien der richtigen Ernährung“ (Trojanow 2016: 30). Momente der „Erkenntnis“ werden zur „Offenbarung“ (Trojanow 2016: 32).

Trojanows eigene Rolle in diesem System ist die des Häretikers, da er durch den Wechsel von einer Disziplin zur nächsten permanent Verrat an der jeweils exklusiv gedachten Sportart begeht.

Das autobiographische Moment ist enthalten und wird von Trojanow angesprochen, wenn sich die Sport- mit seinen Lebensstationen decken. Das ist beim Gewichtheben der Fall:

Doch wie es dem Teufel der schweren Lasten gefällt, sind just in dieser Sportart Athleten aus meinem Herkunftsland traditionell sehr erfolgreich: Bulgarische Gewichtheber haben bei Olympia zwölf Mal Gold erwuchtet. (Trojanow 2016: 233)

Aus dem Plan wird nichts, „Meine alte Heimat hatte mich mal wieder im Stich gelassen.“ (Trojanow 2016: 235)

Schließlich werden Sprach- und Geschlechtergrenzen überschritten. Im Iran trainiert Trojanow Ringkampf und ist auf die Hilfe einer Dolmetscherin angewiesen. Die Anwesenheit von Frauen ist normalerweise beim Training der Männer nicht erlaubt. Für Trojanow und seine Dolmetscherin wird eine Ausnahme gemacht (vgl. Trojanow 2016: 158). Auch beim Massenjudotraining in Japan ist Trojanows Trainingspartnerin Hilde, Mitglied der österreichischen Nationalmannschaft, die einzige anwesende Frau, auf der Trojanow zudem noch beim Bodenkampf zu liegen kommt: „Aber Japaner sind zu höflich, um uns missbilligend anzustarren.“ (Trojanow 2016: 170)

5. Fazit

Der Begriff des Nomadischen bietet in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft einen Ausweg aus dem Dilemma, inzwischen als herabsetzend empfundene und oft genug unzutreffende Bezeichnungen wie „Gastarbeiterliteratur“ oder „Migranteliteratur“ zu verwenden. Er ist anschaulicher als die schwer voneinander abzugrenzenden Termini „interkulturelle“ bzw. „transkulturelle Literatur“. In anderen Sprachen funktioniert das nicht unbedingt. Im Russischen verleiht die Assoziation mit fehlender Zivilisation dem Nomadischen eine negative Färbung. Dies ist im Deutschen weit weniger der Fall, auch durch die Begriffsprägungen des aus dem Englischen entlehnten „digitalen Nomaden“ (vgl. Makimoto/Manners 1997) oder des „neuen“, „modernen“ oder „urbanen Nomaden“ (vgl. Ehmman/Hahn 2015; Lipphardt 2015).

Literatur

Biller, Maxim (2014): Gegenwartsliteratur: Letzte Ausfahrt Uckermark, in: *Die Zeit*, Nr. 9, 20.02.2014. <http://www.zeit.de/2014/09/deutsche-gegenwartsliteratur-maxim-biller/komplettansicht?print> [zuletzt eingesehen am 01.09.2017].

- Deleuze, Gilles; Guattari, Félix (2005) [1980]: *Tausend Plateaus: Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin.
- Ehmann, Sven / Hahn, Achim (2015): Urbane Nomaden: „Abgrenzung gegen tradierten Lebensformen“. In: Deutschlandfunk, 14.04.2015. http://www.deutschlandfunk.de/urbane-nomaden-abgrenzung-gegen-tradierten-lebensformen.807.de.html?dram:article_id=317029 [zuletzt eingesehen am 02.09.2017].
- Esselborn, Karl (2015): Neue Beispiele transkultureller Literatur in Deutschland. Literatur mit Migrationsthemen für den DaF/DaZ-Unterricht. In: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*, 20(2), 2015; 116-130. <http://tjournals.ulb.tu-darmstadt.de/index.php/zif/> [zuletzt eingesehen am 01.09.2017].
- Gorelik, Lena (2017): *Mehr schwarz als lila*. Berlin.
- Gorelik, Lena (2012): „*Sie können aber gut Deutsch!*“ *Warum ich nicht mehr dankbar sein will, dass ich hier leben darf, und Toleranz nicht weiterhilft*. München.
- Gorelik, Lena (2007): *Hochzeit in Jerusalem*. München.
- Gorelik, Lena: *Blog*. <http://www.lenagorelik.de/2015/06/22/von-migrantenliteratur-zu-migrantenliteratur22062015/> [zuletzt eingesehen am 06.08.2017].
- Hitzke, Diana (2014): *Nomadisches Schreiben nach dem Zerfall Jugoslawiens. David Albahari, Bora Ćosić und Dubravka Ugrešić*. Frankfurt a M. u. a.
- Lipphardt, Anna (2015): *Der Nomade als Theoriefigur, empirische Anrufung und Lifestyle-Emblem. Auf Spurensuche im Globalen Norden*. 15.06.2015. <http://www.bpb.de/apuz/208257/der-nomade-als-theoriefigur-empirische-anrufung-und-lifestyle-emblem-auf-spurensuche-im-globalen-norden?p=all> [zuletzt eingesehen am 02.09.2017].
- Makimoto, Tsugio / Manners, David (1997): *Digital Nomad*. Chichester u. a.
- Robert Bosch Stiftung: *Adelbert von Chamisso Preis*. <http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/4595.asp> [zuletzt eingesehen am 02.09.2017].
- Trojanow, Ilija (2016): *Meine Olympiade. Ein Amateur, vier Jahre, 80 Disziplinen*. Frankfurt a M.
- Trojanow, Ilija (2008) [2006]: *Der Weltensammler*. Wien.
- Trojanow, Ilija (2007): *Nomade auf vier Kontinenten. Auf den Spuren von Sir Richard Francis Burton*. Frankfurt a M.
- Unslieber, Steffi / Grjasnowa, Olga (2017): Autorin über unnütze Identitäten: „Heimat ist eine Behauptung“. Olga Grjasnowa kommt aus Aserbaidschan, spricht Russisch und hat Familienangehörige in Israel. Warum gerade sie einen Roman über syrische Flüchtlinge schreibt. In: *TAZ*, 26.03.2017. <http://www.taz.de/!5392032/> [zuletzt eingesehen am 02.09.2017].